

Chinesisches Restaurant

Autor(en): **Schilling, Helmut**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **21 (1931)**

Heft 42

PDF erstellt am: **19.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-645031>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

in der Königsbucht auf Spitzbergen in ihrem Brutgebiet bewegte. Auch habe ich sie dort gemeinsam und mit großer Heftigkeit zwei Raubmöven angreifen sehen.

Der Baß-Tölpel.

Welch' häßlicher Name für einen stolzen Meeresflieger, der wie ein Albatros den Luftraum beherrscht. Baß heißt das schottische Felsenland, wo diese Vögel hauptsächlich nisten, den gleichen Namen hat übrigens auch ein bekanntes englisches Starkbier und der reiche Wortschatz der deutschen Sprache vermochte noch die höchst unpassende Bezeichnung Tölpel beizufügen.

Als wir durch die Nordsee gegen Schottland fuhren, hatte ein anderer Vogel die Stelle der Silbermöve eingenommen. Ähnlich wie ein Storch schwang er seine gewaltigen Fittiche in der Höhe längs des Schiffes. Überall von rahmweißer Farbe, die Flügelenden braunschwarz, streckte er den langen kräftigen Schnabel grad aus. Oberkopf und Hinterhals haben deutlich einen gelblichen Anflug. Lautlos begleitete er das Schiff jeweils abends, so lange es einigermaßen hell war, was damals bis 10 Uhr dauerte. Es waren jedoch nur vereinzelte Exemplare oder 3—4 Stück, die sich sehen ließen, währenddem sie noch in großer Zahl die felsigen Gestade der Ostküste von Schottland bewohnen sollen.

Die Heringsmöve.

Ein prächtiges Flugbild bieten diese Vögel, in Größe etwas schlanker als die Silbermöven. Kopf, Hals, Unterseite und Schwanz blendend weiß, sind die ausgebreiteten Flügel auf der ganzen Oberfläche prächtig schieferswarz und ringsum mit einem schmalen weißen Saum versehen. Schnabel und Füße sind schön gelb. Trotz ihren einfachen Farben ist sie eine Zierde des Seestrandes, an dem sie mit wenigen Flügelschlägen und auf weite Strecken hin nur schwebend auf und nieder streicht. Ihre schlanke Gestalt mit den langen gleichmäßig schmalen Flügeln macht sie schon aus großer Entfernung kenntlich. Sie folgte uns fast stets von der Mitte der Nordsee an bis zu den Orkaden, und erschien dann nachher auch wieder häufig in Norwegen, meist in Gesellschaft anderer Möven, alle zusammen unvergleichliche Geschöpfe des Meeres, in denen die Natur das Wunder vollkommener Harmonie zwischen Körpergestalt und Bestimmung in augenfälliger Weise zum Ausdruck bringt.

Der Kormoran.

Von Edinburg auf der Fahrt nach Norden kamen wir unfern der Hafenstadt Wick vorbei, dem größten Plaze Schottlands für die Herringsgewinnung. Jeden Sommer, fast regelmäßig, kommen hier an die schottische Steilküste ungeheure Schwärme dieser begehrten delikaten Fische.

In der Bucht von Kirkwall auf den Orkneyinseln, wo die Reste der deutschen Kriegsschiffe versenkt wurden und wo jetzt wieder eines nach dem andern gehoben wird, fielen schwerfällig über das Wasser fliegende schwarze Vögel auf, etwa in der Größe wie eine Hausente, aber mit längerem Hals und kleinen tüdlich blickenden Augen. Von den ausbootenden Barfassen aufgeschreckt, hielten sie die kurzen Flügel rechtwinklig vom Körper ab und bewegten sie in hastigen, fast schnurrenden Schlägen, den Hals gerade vorgestreckt. Sie werden auch Scharben genannt und haben den Ruf eines überaus gefräßigen nimmersatten Fischräubers, was indessen bei dem großen Fischreichtum des nördlichen Meeres kaum von großem Belange sein wird. Wie gut diese Vögel die fischreichen Gewässer kennen, beweist, daß sie auch im norwegischen Westfjord, wo die Lofotfische ihre ergiebigen Jagdgründe haben, wieder zahlreich sich zeigten.

(Fortsetzung folgt.)

Chinesisches Restaurant.

Von Helmut Schilling.

„Wang wang woi? Wu?“

Ich verstehe nicht. Es ist ein ewiges Rätsel, eine wunderschöne Frage, die ich nicht lösen kann. Ich stehe ihr gegenüber wie der Musli, die auch von so vielen in verschiedener Auslegung erfaßt wird. Ich sage: „Numéro dix!“ Zahlen sind international, und der ostasiatische Kellner bringt mir sofort Numéro dix. Es ist Filet de porc avec champignons. Dazu Reis und Tee in Hülle und Fülle.

Die schwarzen Stäbchen liegen einladend neben dem silbernen Besteck; und ich greife natürlich nach dem Fremden, dem Ungewohnten. Dabei schauen meine Augen ganz knapp unter den Augenbrauen hindurch nach dem Tische zu meiner Linken. Ein Chineser schlürft mit seltener Gatt den Reis aus der Schale, indem er ihn mit dem Stäbchen nachschiebt. In die Schale gehört also der Reis, nicht auf den Teller! Dieser dient nur als Untersatz, als seltenes Zierstück; denn außer diesem einen überflüssigen Gegenstand hat alles seinen knappen Sinn: Die Teetasse steht auf dem papiernen Tischtuch, der Zuder fehlt, als Aschenbecher dient der Boden.

Kinder brauchen Jahre, bis sie essen können. Wie sollte ich in einer Minute bei einer chinesischen Mahlzeit heimisch sein! Ich lege die Stäbchen wieder aus der Hand und gieße Tee in meine Tasse. Während ich trinke — mit einer Gemächlichkeit und Andacht, wie ich in meinem Leben noch keine Tasse leerte —, schiele ich auf die Tische in der Runde, auf die flinken, geschickten Hände und schließlich auf die Menschen, denen diese Hände gehören. Ich hatte erwartet, auch Europäer in diesem Restaurant zu finden; ich sehe mich getäuscht; denn rings im Raum sitzen lebendige Buddhafiguren, zwar nicht mit übergeschlagenen Beinen, jedoch mit jener erschrecklichen Ähnlichkeit und Indifferenz, die wir beim ersten Antreffen asiatischer Menschengruppen wahrnehmen. Unser Auge kennt sich nur im Ungewohnten aus und wehrt sich in ganz diabolischer Weise dagegen, auch innerhalb des Fremden die unendlich variierten Wesenheiten zu erfassen. Wie für den Armen Glas und Brillant dasselbe Aussehen haben, so ist für die Mehrzahl der Europäer Chinesen einfach Chinesen, schwarzhaarig, gelbhäutig, schlüßig, breittköpfig, klein.

Die vielen Buddhafiguren treiben einen sonderbaren Kult der Andacht. Mit erstaunlicher Sorgfalt und Ueberlegung holen sie sich mit den Stäbchen von der Fleischplatte gerade dasjenige Stückchen Delikatessen, das ihnen genau in diesem Augenblick am vorzüglichsten zu sein scheint, um unmittelbar darauf den Reis mit einem die ganze Andacht zerstörenden Eifer gierig einzuschlürfen. Dieser eigenartige Wechsel bringt Belegung in die Eintönigkeit des Raumes. Denn die Götzen, die nur mit ihrer Andacht beschäftigt sind, reden nicht miteinander, und nur der chinesische Gastwirt, ein kleiner, jugenhaft aussehender Mann — die Asiaten sind ja gewöhnlich älter, als nach ihrem Äußern zu schließen wäre — richtet hin und wieder ein Wort an seine Gäste.

Wie schön ist seine häßliche Sprache! Ich lausche der unebenmäßigen Folge der Laute, den geschleppten, oft gestöhnten Vokalen und den beinahe nur noch zu erratenden, leise gesprochenen Konsonanten mit großer Freude. Ich ertappe mich sogar dabei, als ich vor mich hin seine Worte oder Silben oder Sätze, oder was das sein mag, mitspreche. Und ich suche schnell nach neuer Beschäftigung.

Das Gegebenste ist nun eigentlich: zu essen! Ihr Schweigenden Buddhafiguren, ich bin nur ein geringer Schüler! Aber ich will mich befleißigen, euer guter Jünger zu sein!

Und ich gehe ans Werk. Ich hantiere mit den hölzernen Stäbchen und greife zu und zwide die armen Reiskörner und nehme all mein mächtiges Menschsein zusammen, um über diese winzigen, wehrlosen Dinger Herr zu werden. Und ich schäme mich vor mir selbst und schaue verlegen in die Höhe, wo ich glaube, die erleuchteten, papiernen

Lampen vor Lachen wackeln zu sehen. Der ganze heilige Raum lebt mit mir und wirft mir von den Wänden die vielverschörkelten Wortzeichen zu, und die Persönchen in den Schattenrissen zwinkern mir in dem matten Lichte mit zweifelhaftem Lächeln entgegen. Nur meine Meister, die stoischen menschlichen Buddhafiguren, beachten mich nicht.

„Das ist lieb von euch!“ denke ich und lache zu meinen Lampen und Schriftzeichen und Schattenrissen hinüber. Noch ist das Vergnügen Arbeit. Aber siehe, sie ist gar nicht so schwer; und nach einer geraumen Weile geht sie schon ganz lustig vonstatten. Sie gefällt mir sogar sehr gut, und ich verweile dabei länger und freudiger als bei manch anderem Tun.

Wie die Stäbchen in ihrer Steifheit eine Gewandtheit besitzen! Wie sie manövrieren, schieben, greifen! Wie sie sich den Fingern anschniegen! Das ist ja nicht mehr meine Hand, meine Ueberlegung, die arbeitet; das ist ein belebtes, verständnisinniges, strammes Pärchen! Denn was das eine will, das ist dem andern recht und billig. Sie verstehen sich in wunderbarer Harmonie!

Hexenmeisterei fängt immer im Kleinen an. Und wenn ich neulich behauptete, ich hätte in meiner Kindheit mit drei anstatt mit zwei Nadeln das Stricken gelernt, so muß ich schon unrecht gehabt haben. Was können doch schon zwei dieser Wunderwerkzeuge leisten! Japan und China und der ganze Osten haben in meiner Vorstellung plötzlich an mystischem Wert eingebüßt, seitdem ich den Reis auch mit Stäbchen essen kann! Die Buddhafiguren in der Runde fallen jäh aus ihrer Göttlichkeit ins irdische Dasein, wo sie regelmäßige Nahrung zu ihrem Bestehen verzehren müssen. Ihre Wangen verlieren den Bronzeglantz, ihre Augen schauen nicht mehr menschenfremd, ihre Seelen schwingen nicht mehr über der Weite zwischen den ostischen Inseln und dem Tibet. Sie sind meine Brüder geworden, meine einfachen, irdischen Brüder. Ja, es gibt auch eine Hexenmeisterei, die das Wunder tilgen kann! Eine Zauberkunst, die den Zauber löst!

Und nun habe ich aufgehört, heimlich zu den andern hinzulügen, wie sie mit den Speisen zurechtkommen. Ich lasse meine Stäbchen spielen (denn sie machen es bestimmt besser, als ich es machen würde!), ich betrachte das bemalte Porzellangeschirr, die Flechtmöbel, die Wandtäferung, alles, was ursprünglich tot war und das Leben durch den asiatischen Geist aufgeprägt bekam. Die Gäste selbst erscheinen mir nun nicht interessanter als die zahlreichen Asiaten, die ich auf der Straße sehe. Und ich finde es ganz natürlich, als sich eine Buddhafigur nach der andern vom Sitze löst, in einen Mantel kriecht und den Saal verläßt.

Der Raum, die kleine Welt, das Heiligum ist so erden-nahe geworden, daß eine behagliche, heimische Stimmung darin webt, Stimmung ist immer ein Kind der Zeit; und ich lehne mich zurück und rauche bei meinem Tee eine Zigarette und horche auf die Tritte der Wegschreitenden, auf den lachenden Gruß des Wirtes und das Geklapper in der nebenanliegenden Küche. Wie gut wir doch alle Dinge verstehen, wenn wir nicht mehr an das Wunder glauben!

Ich horche so lange, bis keiner der Gäste mehr da ist, bis der Raum durch seine Stille allein spricht. Und ich breche auf und sehe eben noch, wie der chinesische Koch und der Küchenjunge und der zweite Koch und der zweite Küchenjunge und der Chef de réception und der Garderobier und der Ausläufer und die drei Kellner, die ganze chinesische Gesellschaft mit ihren Reistöpfen, Teekannen, Fleisch- und Gemüseplatten aus der Küche in das Gastzimmer tritt, um dort ihr spätes Mahl einzunehmen. Sie sind nicht leise wie die Gäste, sie lachen und freuen sich und reden in tollem Durcheinander. Die irdischste asiatische Welt, ein herrlich lebensnahes Menschsein tut sich auf.

Ich beeile mich und gehe an der Türe beim Wirt vorüber, der seinen Leuten lachend zunickt und nun freundlich grüßt.

„Woa wi wang!“ oder so etwas sagt er. Aber ich glaube nicht mehr an Wunder und weiß schon, was er meint!

Wenn fünf Minuten fehlen.

Es sollen an dieser Stelle nicht die Unglücksfälle geschildert werden, die durch eine einmalige Verspätung um fünf Minuten hervorgerufen werden, sondern wir wollen versuchen, dem täglich wiederkehrenden Verdruß aus dem Wege zu gehen, der aus einer Gewohnheitschwäche entsteht, die wir alle kennen, der Unpünktlichkeit.

Mancher hat gewiß schon philosophiert, aller Aerger entsteht aus Unpünktlichkeit. Ueberall löst Unpünktlichkeit Verdruß aus. Wie ungern ist zum Beispiel der Störenfried gesehen, der zu spät ins Theater oder Konzert kommt oder der Student, der nicht zu Beginn der Vorlesung zur Stelle ist. Wertvolle Zeit geht dem Geschäftsmann verloren, der die Folgen seiner Unpünktlichkeit sehr fühlbar zu spüren bekommt, wenn er den Zug verläßt.

Die Hausfrau wollte ihrem Mann, ihrem Sohn oder ihrer Tochter eine Lieblingspeise um die gewohnte Zeit auf den Tisch bringen. Doch alle Freude wird ihr verdorben, wenn infolge Unpünktlichkeit das Essen kalt wird. Mancher Angestellte hat den Verlust seiner Stellung lediglich seiner Gewohnheitschwäche, seiner Unpünktlichkeit zu verdanken. Er kann noch von Glück reden, wenn er für die Zukunft von dieser Schwäche geheilt ist und außerdem noch eine Stellung wiederfindet.

Unpünktlichkeit und Vornehmheit haben nicht das geringste miteinander gemeinsam. Wie töricht ist die Meinung der Menschen, die glauben, einen vornehmen Eindruck zu machen, wenn sie einer Einladung zwar Folge leisten, aber erst mit einer mehr oder minder großen Verspätung zu erscheinen geruhen. Im Gegenteil, es ist geradezu taktlos gegenüber den Gastgebern, wenn man eine Einladung annimmt, jedoch zur festgesetzten Stunde nicht zur Stelle ist.

Pünktlichkeit ist unbedingt das Ergebnis einer gewissen Selbsterziehung. Unpünktlichkeit zeugt dagegen immer von einem Mangel an Pflichtbewußtsein. Man steht morgens fünf Minuten zu spät auf, weil man glaubt, sie wieder einholen zu können. Doch vergeblich, meistens gelingt es uns bis zum Abend nicht, die verlorene Zeit wieder einzuholen. Hastig wird der Kaffee getrunken, bestimmt reißt noch der berühmte Schnürsenkel. Man vergißt, das Frühstück mitzunehmen und erlebt gewiß obendrein, daß einem die Straßenbahn vor der Nase wegfährt. Schweißtriefend und aufgeregt landet man dann an seinem Arbeitsplatz.

Dieser unglücklich begonnene Tag geht aber bestimmt ähnlich unglücklich weiter und alles, was man anfängt, will nicht recht weitergehen oder mißlingt. Den ganzen Tag bleibt man nervös, und das alles ist die Folge davon, daß wir uns selbst noch nicht zur Pünktlichkeit erzogen haben.

Wer bei einer Verabredung die vereinbarte Zeit nicht einhält, braucht sich nicht zu wundern, wenn er fünf Minuten später niemanden mehr antrifft. Dann ärgert man sich. Der andere ärgert sich aber bestimmt auch, denn sein Weg war umsonst, und seine Zeit ist verloren. Wer es in seinem Beruf vorwärts bringen will, kann nie auf eine Verbesserung oder Beförderung rechnen, wenn er nicht peinlich und gewissenhaft pünktlich ist. Das richtige Einhalten vorgeschriebener Zeit gehört aber nicht zu den Kleinigkeiten, die man übersehen darf, wenn es gilt, ein Werturteil über einen Menschen zu fällen. Und wenn es auch eine Kleinigkeit sein mag —, wer im Kleinen sorgfältig ist, erfüllt auch große Pflichten gewissenhaft.

J. H.

Laß nicht von jedem Angemach
Dir saure Wochen machen,
Was du verlaßt ein Jahr danach,
Kannst du schon heut verlaßen.

Julius Rohmeyer.